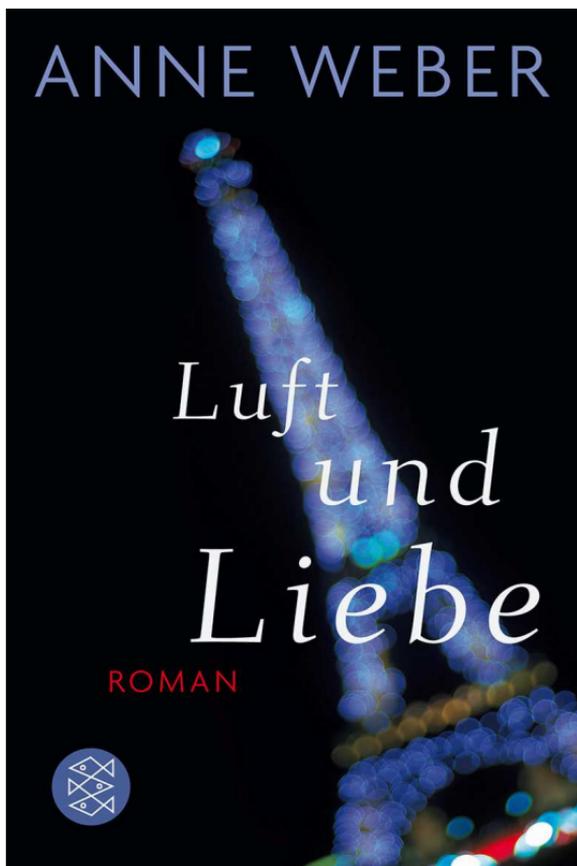


Anne Weber
Luft und Liebe



Preis € (D) 8,95 | € (A) 9,30 | SFR 14,50

ISBN: 978-3-596-18552-8

Roman, 192 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Das letzte Wort ist geschrieben, das Manuskript fertig. Ich hatte darin so tun wollen, als sei das alles nicht mir, sondern einer anderen widerfahren, einer engen Freundin etwa, deren Mißgeschick ich aus nächster Nähe miterlebt und also hätte erzählen können, guter Gott, wie hat die Ärmste sich da nur hineinmanövriert; na, mir jedenfalls wäre das nicht passiert. Verschiebungen dieser Art gelingen noch den plumpesten Romanciers, aus ich mach sie, aus dick mach dünn, aus blond mach schwarz. Und ausgerechnet ich sollte diese dumme, diese idiotische, diese grauenhafte Geschichte nicht glaubhaft einer anderen in die Schuhe schieben können?

Ich habe es versucht, habe die ganze Geschichte unter falschem Namen aufgeschrieben und am Ende feststellen müssen: Tatsächlich, nein, ich kann es nicht.

Es sollte eine Liebesgeschichte werden, und damit niemand auf die Idee käme, die Geschichte sei womöglich mir selbst widerfahren – bin ich nicht viel zu schamhaft, um in aller Öffentlichkeit mein Lie-

besleben auszuplaudern? –, habe ich damit angefangen, mich Léa zu nennen und katholisch zu taufen und mir die französische Staatsangehörigkeit und eine russische Mutter anzudichten. Léa sah natürlich anders aus als ich, sie war um einen halben Kopf kleiner, dunkelblond und in jedem Sinne blauäugig, während ich es nur in einem Sinne, und auch das nur manchmal bin. Die Geschichte meines Romans oder was es werden sollte spielte zu einem Teil in Paris, was aber noch lange nicht heißen mußte, daß sie mir selbst zugestoßen war, denn ich lebe zwar in dieser Stadt, aber außer mir sind immerhin noch mehrere Millionen anderer liebesgeschichtenfähiger Menschen dort angesiedelt – warum nicht eine Léa?

In dem Romanmanuskript, dem ich den Titel *Armer Ritter* gegeben hatte und das in fertigem Zustand ebenso imposant wie unbrauchbar ist, trat auch die männliche Hauptfigur unter einem falschen Namen auf, und zwar unter dem seltenen französischen Vornamen Enguerrand, der die Renaissance nur in wenigen adligen Familien überlebt und es zuletzt noch in ein mißratenes Manuskript geschafft hat. Statt an dem Ort, wo sein lebendiges Vorbild lebt und über dessen tatsächliche Lage ich leider auch in diesem Remake keine Auskunft geben kann, war Enguerrand in der Normandie zu Hause, in einem völlig isolierten Haus oder vielmehr Schloß, ja, Schloß, mitten im Wald. So weit war ich immerhin gediehen mit mei-

nem Romancier-Einmaleins, daß ich es einem amerikanischen Milliardär nachtun und ein Schloß Stein für Stein abbauen und vom Burgund oder von der Marne an den Hudson oder auch nur in die Normandie transportieren konnte.

Mich selbst hatte ich zu Léas bester Freundin gemacht, ich spielte eine schon lange in Paris lebende Schriftstellerin, die bald gerührt, bald bestürzt und empört das Liebesglück und -leid ihrer Gefährtin aus nächster Nähe miterlebte und kommentierte, eine Verdoppelung meiner selbst, von der ich mir nicht nur eine zusätzliche Tarnkappe, sondern auch die zum Erzählen unerläßliche Distanz versprach.

Im Schutz meiner zwar rudimentären, aber, wie ich hoffte, doch einigermaßen glaubwürdigen Fiktion erzählte ich munter drauf los, so munter jedenfalls, wie unter den gegebenen Umständen, von denen noch zu lesen sein wird, möglich, bis das Manuskript vollendet war.

Dann warf ich es in den Papierkorb.

Aus Italien zurück, fuhr ich an einem verregneten, kühlen Sommertag zum ersten Mal zu dem Ritter in die Normandie oder meinetwegen in die Sologne. Mit seinem uralten Citroën oder Mercedes holte er mich am Bahnhof eines Städtchens ab, das nicht Sées hieß wie in dem mißbratenen Manuskript und auch nicht an der Orne lag. Der Regen war fein und dicht,

wir waren beide sehr aufgeregt. Von diesem ersten Besuch schien für ihn so vieles abzuhängen: Würden mir sein Lebensort, dieses verwunschene Haus im Wald, in dem er Kind gewesen war und gegen dessen Verfall er mit all seinen Kräften und Mitteln, stützend, rettend, Dächer neu deckend, Kacheln aufbewahrend, sein halbes Erwachsenenleben über angekämpft hatte, würde mir sein Märchenschloß »gefallen«?

Wir durchquerten das Städtchen, und ich wandte den Kopf nach beiden Seiten, um den Zeitungsladen und die Bäckerei zu sehen, wo er die ganzen Jahre über eingekauft, die Straßen und Häuser, in deren vertrauter Nähe er gelebt hatte, und auch hier war es wieder die Vorstellung, daß dies alles existiert hatte und von ihm gesehen worden war, während ich nichts davon ahnte, es war diese unbegreifliche Gleichzeitigkeit aller Dinge, die mir einmal mehr bewußt wurde und mich erstaunte? ängstigte? erschütterte?

Am Ende einer langen Pappelallee bogen wir von der Landstraße rechts in einen Feldweg ein, der an einem Gehöft vorbeiführte und dann im Wald verschwand. Als dieser sich wieder lichtetete, war mir, als hätte ich eine Geheimtür aufgestoßen und die Schwelle zu einer anderen Welt passiert. Und nichts von dem, was später geschah, ist es gelungen, die von Vogelstimmen belebte Stille, die in jenen ersten

Augenblicken herrschte, die große, Ehrfurcht einflößende Schönheit des Ortes, wie sie sich mir darbot und noch immer jederzeit in meiner Erinnerung darbietet, zu beeinträchtigen. Es ist im Gegenteil, als habe die Abscheulichkeit des Späteren die von allen Blicken abgeschirmte, zauberische Schönheit des Ortes noch hervorgehoben.

Vor mir stand wie eine Traumerscheinung, flankiert von einer gewaltigen, ihre baumlangen Äste beinahe parallel zur Erde von sich streckenden Zeder, das Haus. Vielmehr das Schloß, auch wenn es neben dem Riesen, in dessen Obhut es stand, fast winzig erschien. Vor beiden Längsfassaden erstreckte sich eine breite Wiesenfläche, eine grüne Schneise, die der lange Morgen- und Abendschatten des Gebäudes in den Wald geschnitten zu haben schien. Wiesen und Haus waren umgeben von Bäumen, und so lange man sich in dieser riesigen Laubschatulle befand, gab es keine Menschen mehr auf der Welt; kein Schornsteinqualm, kein vorüberfahrendes Auto, kein nachbarlicher Gartenzaun war zu sehen, die lärmende Menschheit hatte sich verabschiedet, man war vollkommen allein. Allein mit einem Hofstaat von Pfauen, die in gebührender Entfernung würdevoll durch den Sprühregen stakten, ihre langen Schweife schwer und von der Nässe verklebt hinter sich her schleifend, und mit einem Huhn, das sich unter die Edelleute verirrt zu haben schien und mit

nervösem Kopfzucken Körner aufpickte. Der Himmel, angefüllt mit der urzeitlichen Polyphonie unsichtbarer Vögel, bestäubte uns mit warmem Regen. Der Ritter stieg ein paar Stufen hinauf und öffnete die Tür, ein beleibter, goldblonder Hund kam hinausgewedelt und schleckte mir über beide Hände. Ich sah mich noch einmal um, sog feuchte Waldluft ein und trat über die Schwelle.

Die heimgeführte Prinzessin, als welche ich behandelt wurde – eine Rolle, in der ich mir zugegebenermaßen nicht schlecht gefiel –, stand nun, aus einem düsteren Korridor entlassen, in einer nicht sehr geräumigen, mit einem großen Tisch und schweren, alten Büffets versehenen Küche, an deren Wänden und Decke sich Feuchtigkeit angesammelt hatte, so daß die hellblaue Farbschicht sich überall in großen Bruchstücken löste. An den Fenstern hingen verblichene Vorhänge, die mehr nach Oberbayern als in ein normannisches Manoir oder ein Burgund-Schlößchen gepaßt hätten. Und warum gab es so viele Küchenuhren? Mich fröstelte. Der Ritter warf mir unruhige Blicke zu. An der hinteren Seite der Küche führten zwei Türen tiefer ins Hausinnere.

Der erste Raum, durch den wir kamen, war ein großes Schlafzimmer mit einem Louis-Philippe- oder Louis-XV- oder Empire-Himmelbett und einem mächtigen, von Büchern überquellenden Schrank, neben dem sich auf dem Boden weitere Bücher und

Zeitschriften türmten. Vor zweien der drei Fenster waren die Läden geschlossen, eines war sogar derart zugestellt, daß an ein Öffnen des Ladens gar nicht mehr zu denken war. Ein Abendmahl aus einem fernem Jahrhundert hing als Zeugnis eines kindlich-frommen, aus unseren heutigen Gemütern verschwundenen Glaubens an der Wand. Fast alle weiteren Räume, durch die der Ritter mich führte, waren unbewohnt, aber keineswegs unmöbliert, vielmehr randvoll mit Stilmöbeln, Vasen, Fayencen, Gemälden und Stichen. Auf den Tischen stand, zur Verzierung oder weil es in die Schränke nicht mehr hineingepaßt hatte, Sèvres- oder Limoges-Geschirr. Überall stapelten sich Bücher. Und überall häuften sich, zu hohen Sträußen zusammengerafft oder auf Tischen durcheinandergeworfen, die langen, schillernden Pfauenfedern.

Befangen ging ich durch die klammen Räume, in die kein Tageslicht drang und die von elektrisch betriebenen Lüstern in ein gelblich-trübes Dämmerlicht getaucht wurden. Ich fragte mich, warum der Ritter nicht wenigstens für die Dauer dieses Erkundungsganges die Fensterläden öffnete, aber ich bat ihn nicht darum. Vermutlich hatte er so viele Fensterläden geöffnet und wieder geschlossen in seinem Leben, daß er heute einfach genug davon hatte.

Das Erdgeschoß, bei dem wir es für diesen ersten Rundgang beließen, war, bis auf die Küche und zwei

angrenzende Zimmer, hergerichtet wie ein auf unbefristete Zeit geschlossenes Museum, ein Museum, das nie besichtigt wurde und in dem auch gar keine Besucher erwünscht gewesen wären.

Der Ritter schien in immer größerer, nicht ganz unbegründeter Sorge, die es weniger mir, als der Flasche Wein, die zum Mittagessen entkorkt wurde, zu lindern gelang. Während ich an dem Tisch saß, unter dem der Hund brummte und schnaufte, begann ich mich sehr langsam an die Küche mit ihren klobigen, vielleicht vor einem Jahrhundert gezimmerten Möbeln, mit ihren Sammlungen von Tiegeln und Dosen, Holzbrettchen und alten Salatschleudern aus Draht, eben mit ihrem ganzen abgenutzten Küchenkrimskrams, zu gewöhnen.

Am Nachmittag legten wir uns in das Bett, von dessen hoher Liegefläche man auf einen gerafften, hellgrünen Himmel sah, einen engen Faltenhimmel, dessen Mitte einer Knospe oder mehr noch einem übergroßen After glich. Hinter den Mauern stießen die Pfauen gellende Schreie aus, die das ganze Haus und den Himmel draußen und den Himmel drinnen erfüllten, das Bett versank in den Falten und seufzte, ein Windspiel, das als Zwergenspielzeug in der Zeder hing, versandte seine kaum vernehmbare Sphärenmusik, die Zeit drehte sich um die Himmelsachse, und die Zeder ächzte leise.

Es hatte aufgehört zu regnen, als wir das Empire-

Bett oder Bett-Empire verließen und den umliegenden, von dem Ritter »Park« genannten Wald zu durchstöbern begannen, der aber mehr Ähnlichkeit mit einem Dschungel hatte als mit dem Jardin du Luxembourg. Der Ritter erklärte seiner Prinzessin aus der Stadt die Bäume: die Eibe, die als einziger Nadelbaum, wenn man sie absägt, vom Stamm wieder ausschlagen kann, die Hainbuche mit ihrer glatten Rinde und ihrem harten, schweren Holz, die Erle, *alnus glutinosa*, wie der Ritter, der alle Bäume auch mit ihrem lateinischen Namen kannte, sie nannte, mit ihrem schwarzen Stamm und ihren klebrigen jungen Trieben, die ein bißchen obszön wirken und früher in den Häusern als Fliegenfänger verwendet wurden.

Der Wald verwandelte den Ritter, seine Aufmerksamkeit galt nicht mehr mir, sondern fast ausschließlich den Gewächsen und den Spuren der Tiere, was ich bedauerte und was mir im selben Maße auch gefiel. Er sah die Krankheiten der Bäume, die Fuchslöcher und die abgebrochenen Äste, und mit der großen Zange oder Heckenschere, die er mit sich trug, kappte er die Schlingpflanzen, die sich wie harte, haarige Schlangen um die Stämme rankten und den Bäumen die Luft abschnürten.

Spät kam noch die Sonne heraus. In der Abenddämmerung sahen wir den Rehen zu, die wenige Steinwürfe vom Haus entfernt grasten und Verfolgungsjagd spielten. Einer der Pfauen fächerte seinen

Schweif auf und bemühte sich, offenbar probeweise oder von seinen Instinkten fehlgeleitet, mit dem Prunk seines in der Abendsonne leuchtenden Federrades das verdadderte Huhn oder mich, die ich dahinter stand, zu verführen. Wieder und wieder ließ er, wie um die letzten Regentropfen abzuschütteln, dabei ein Geräusch raschelnden Laubes erzeugend, seinen Federfächer erbeben. Über seinem Kopf schwebte ein zarter, komischer Kamm. Ich sah in seine türkisblauen, seidigen Augen, von denen es mehr, als ich zählen konnte, gab.